



Hacker in einem Hotelzimmer des Frankfurter Hotels »Sheraton«: Der Computer wird ans Telefonnetz angeschlossen

Abends, im überheizten Zimmer Nummer 8035 im achten Stock des Frankfurter Flughafenhotels »Sheraton«, scheint eine Verschwörung im Gange. Sechs junge, salopp gekleidete Männer haben sich eingefunden. Dicht gedrängt sitzen sie mit blassen Gesichtern und übermüdeten Augen auf den Betten und starren wie gebannt auf einen Computer. Es sind deutsche Hacker – Computer-Besessene, die am liebsten in fremden Datennetzen herumstreunen.

Ernst, ein Informatikstudent aus dem Ruhrpott, hat seine elektronische Zauberkiste mitgebracht. Mit flinken Fingern wählt er auf dem Hoteltelefon eine Nummer nach der anderen. Bis plötzlich aus dem Hörer ein durchdringender heller Piepton kommt.

Der Blutdruck der Anwesenden schnellte in die Höhe. Der Ton signalisiert nämlich der Runde: Auf der anderen Seite der Leitung hat sich ein fremder Computer gemeldet. Jetzt braucht nur noch der Telefonhörer in den Akustik-Koppler des eigenen Computers gelegt zu werden – und die Verbindung ist hergestellt. Wüßte man nun den richtigen Code und das

„Wir hacken, hacken, hacken“

Eine neue Spezies von Computer-freaks macht den Datenexperten zu schaffen: die Hacker. Nichts bringt ihnen mehr Lust, als in fremden elektronischen Netzen herumzugeistern und durch alle Maschen zu schlüpfen

dazugehörige Paßwort, dann könnte man in das fremde Datensystem einsteigen. Doch um diese Hürde zu nehmen, ist List vonnöten sowie Geduld, Glück und viel Zeit. Am hilfreichsten aber ist ein Freund, der in einem Rechenzentrum arbeitet und dem Hacker das Paßwort »spendiert«.

Die »session« im Hotel »Sheraton« wird abgebrochen. Ohne großes Bedauern, denn allein die Tatsache, »angeklopft« und sich in der Eingangshalle des fremden Systems befunden zu haben, war schon aufregend ge-

nug: »Es geht uns nicht darum, Daten rauszuholen oder zu manipulieren«, erklärt Kai, 19-jähriger Abiturient aus Mainz, »das Ziel ist einfach, »connections« (Verbindungen) herzustellen.« Wie die meisten der Anwesenden ist Kai schon öfter in weltweiten Datennetzen herumgegeistert. Kostenlos, versteht sich. Schließlich sind Hacker nicht nur Computerfreaks, sondern obendrein auch exzellente Kenner der Nachrichtentechnik.

Über das Telefon steigen sie mit ihren Home-Computern –

rund 500 000 gibt es bereits in der Bundesrepublik – in das Datenübertragungsnetz der Deutschen Bundespost ein. Auf Kosten nichtsahnender Teilnehmer, deren Benutzercode sie geklaut, durch Zufall erfahren oder durch Tricks umgangen haben. An diesem Netz hängen fast alle Großrechner der Wirtschaft, der Forschungszentren und seit kurzem auch die der Banken. Mehr noch: Es ist mit allen Kontinenten der Erde verbunden und somit ein Sesam-öffne-dich für das ganze Universum der unzähligen gespeicherten Daten. Allein der Gedanke an solche Fülle versetzt Hacker in Erregung.

So wie andere eben zum Fußball oder in die Discothek gingen, berichtet Kai, sei es sein Vergnügen, jene »connections« mit Gleichgesinnten in aller Herren Länder aufzunehmen. Der Stolz, Mitglied einer neuen Elite zu sein, ist bei ihm, wie bei den anderen Hackern, nicht zu übersehen. Mehr als hundert Nummern von elektronischen Briefkästen in England, Schweden und in den USA, in denen er Nachrichten hinterlassen könne, seien in seinem Besitz. Solche »mail-box-numbers« werden übrigens unter Hackern

gehandelt wie unter Strafgefangenen die Adressen von Brieffreundinnen.

»Es macht einfach Spaß, zu wissen, du bist jetzt ins Telefonnetz von Australien oder Südafrika gerutscht«, sagt er. Die Nachricht selbst, die man dorthin schicke, sei oft zweitrangig. Man habe sich mit diesen elektronischen Zufallsbekanntschäften ohnedies wenig zu sagen, allenfalls wird der Tausch von Computerprogrammen vereinbart. »Im Grunde ist es ein pubertärer Wettstreit darum, wer am weitesten pinkeln kann«, urteilt ein Kenner der Hacker-Szene.

Ernstes zu nehmen ist die Tatsache, daß sich auch in der Bundesrepublik unter Ausschaltung des Postmonopols ein Netz von »mail-boxes« zu entwickeln beginnt. So hat zum Beispiel Rupert Mohr, der in Aachen eine private Datenbank betreibt, in seinem Computer ein Schwarzes Brett für Hacker und andere Elektronik-Enthusiasten nebenbei mitlaufen. Wer diese Nummer kennt, kann via Telefon von seinem Home-Terminal aus manchmal Codes zum kostenlosen Einstieg ins Datennetz abrufen, die ein »Hacker berryFin« netterweise hinterlegt hat, während ein »Oszillo von Graf« seine Dienste beim Knacken des Kopierschutzes teurer Software anbietet und »Freak C« vor den Macken eines neuen Computer-Modells warnt.

In Hamburg ist ein »Chaos Computer Club« gegründet worden. Er vertreibt die »Datenschleuder«, eine Hackerpostille voller heißer Tips. Zitat: »Das so bekannte Paßwort JOSHUA sollte bei Hackversuchen vermieden werden. Einige hosts (Rechner) reagieren so aggressiv darauf, daß sie sofort die Verbindung unterbrechen.«

Glaubt man Wissenschaftlern des amerikanischen Stanford Research Institutes, sind Hacker harmlose Gesellen. Die meisten seien soziale Außenseiter, eine »kuriose Brut von Individualisten«, ständig auf der Suche nach Anerkennung ihrer mathematischen Talente. Das unbefugte Reingaffen in anderer Leute Datenbanken, ohne etwas zu klauen oder zu zerstören, reiche ihnen schon, weil sie damit bewiesen hätten, daß sie ein fremdes System bezwingen könnten.

Anders die »Cracker«. Sie klauen Daten, plündern auf elektronischem Wege die Bankkonten, zerstören Pro-



FOTOS: ANTHRAZIT, GESINE KRÜGER



Im Computer des Datenfachmanns Rupert Mohr aus Aachen haben sich Hacker ein »Schwarzes Brett« eingerichtet, um sich Nachrichten zukommen zu lassen. Zum Beispiel neue Paßwörter, die sie vom amerikanischen Hacker-Guru Richard Cheshire erfahren

gramme und verwüsten ganze Datenbanken. Auf 12 Milliarden Dollar wird der jährliche volkswirtschaftliche Schaden in den USA geschätzt, den diese »böse Sorte von Hackern« anrichtet. Doch bei näherem Hinsehen zeigt sich, daß solcher Vandalismus meist von den eigenen Mitarbeitern verübt wird, die aus Rache oder aus Gewinnsucht ihrer Firma schaden wollen.

Es ist zu erwarten, daß mit steigendem Absatz von Home- und Microcomputern das Hacken auch bei uns eine immer beliebtere Freizeitbeschäftigung wird. Allerdings haben es Hacker in Deutschland ungleich schwerer als in den USA, wo mehr Computer am Telefonnetz hängen und die Daten weniger gesichert sind. So konnten amerikanische Jugendliche

schon die Codes und damit die Datenbanken von Regierungsbehörden und Atomforschungszentren knacken, in elektronischen Aktenschränken von Banken, Krankenhäusern und Ölmultis wühlen oder im Schulrechner die Zeugnisnoten manipulieren.

In der Bundesrepublik ist ein Computer jedoch »kein Suppentopf, bei dem jeder den Deckel hochheben und sich was rausnehmen kann«, sagt Detmar Reinecke, Leiter des Siemens-Rechenzentrums in Hamburg. Er verspricht jedem Hacker eine Kiste Champagner, dem es gelingt, in sein Datenimperium einzudringen. Aus der Hackerszene tönt es dagegen selbstbewußt: Kein System sei vor Hackern sicher! Computereinbrüche seien bisher nur deshalb geheim geblieben, weil die

Firmen zu feige wären, öffentlich ihre Nachlässigkeit und Machtlosigkeit beim Schutz von Daten zuzugeben.

Die Paßwörter, jene elektronischen Schlüssel zum Eintritt ins Allerheiligste, seien hier oft ebenso banal und leicht ausfindig zu machen wie in Amerika, behaupten die Hacker. In ihrer internationalen Hacker-Hymne heißt es: »Find vom Chef die Freundin raus / Probiere ihren Namen aus / Tast' Dich ran mit Ruh im Nu / Zum Hacken, Hacken, Hacken.«

IBM-Sprecher Jörg Winkelmann: »Wir haben aus den Fehlern gelernt, die in Amerika gemacht wurden. Soweit Computer hierzulande überhaupt von außen angezapft werden können, sind sie auf mehreren hierarchischen Ebenen durch Codewörter gesichert. Je sensibler die Daten, desto schwieriger wird der Zugang. Teilweise werden die Paßwörter nach jeder Benutzung geändert.«

Dagegen halten die Hacker mit einer anderen Strophe ihrer Hymne: »Gib ein neues Paßwort ein / Oft fliegst du raus, mal kommste rein / Schau genau beim Tippen zu / Wir hacken, hacken, hacken.«

Mehr Bauchschmerzen als diese kleinen Katz-und-Maus-Spiele bereitet allen Datenexperten – außer den Hackern – die bundesweite Einführung von Bildschirmtext. Er stellt schließlich nichts anderes dar als eines jener großen und für viele Benutzer zugänglichen Computernetze, in denen sich amerikanische Hacker-Spezialisten wie Richard Cheshire nach Belieben tummeln können. Den Beweis dafür lieferte er kürzlich in München bei einer Tagung von Computer-Sicherheitsexperten. Vor den Augen der Fachleute verschaffte er sich Zugang zuerst in ein deutsches, dann in ein amerikanisches Datennetz und von dort aus in einen US-Großrechner. Er benutzte dabei das Paßwort »system manager«, das er einer Computer-Gebrauchsanleitung entnommen hatte.

Nach Auffassung von Cheshire können Hacker den Datenschützern helfen, Leichtsinns zu entdecken und Schwachstellen aufzuspüren. Sein ganzes Wissen gab der Hacker-Guru jedoch nicht preis. Richard Cheshire: »Wenn mir jemand ein Paßwort zukommen läßt, dann betrachte ich das als persönliches Geschenk.«

DIETER BREHDE/
CHRISTA KÖBLINGER